

Spezialstudien zu einzelnen Aspekten der Politik Barbarossas ihren Ausdruck fand, trat die tagespolitische Indienstnahme des Staufers zwar zurück, aber zwei gegenwartsbezogene Überzeugungen der überwiegend preußisch-kleindeutsch-protestantisch orientierten Historiker blieben lange untergründig wirksam. Erstens die dualistische Auffassung des Verhältnisses zwischen König und Fürsten: Sei der König dem Reich und damit dem Allgemeinwohl verpflichtet gewesen, so hätten die Fürsten ihre Partikularinteressen verfolgt und damit die «monarchische Zentralgewalt» entscheidend geschwächt. Zweitens die Ablehnung des Katholizismus: Aus dieser Perspektive wurde Barbarossas Streit mit Papst Alexander III. zum Konflikt zwischen Überordnungsanspruch einer theokratischen Papstkirche und Selbstbehauptung eines säkular legitimierten Staates. So wurde der Staufer zum erklärten Gegner von Fürsten und Päpsten gemacht – und damit jener Kräfte, die das 19. Jahrhundert dafür verantwortlich machte, dass sich im Hochmittelalter kein starkes deutsches Königtum entwickelt hatte. Seine Kriege gegen die wirtschaftlich prosperierenden Städte in Oberitalien erklärte man als Versuch, die Machtgrundlagen des Königtums durch Erschließung neuer Finanzquellen zu stärken. Dass der Staufer als der «letzte große Vertreter des deutschen Machtgedankens» keine andere «würdige Betätigung seines Könnens» gekannt habe als «die Mehrung seiner Macht», so Dietrich Schäfer 1910, war die Quintessenz von hundert Jahren Barbarossa-Forschung. Der eigentliche Beitrag der Historiker bestand in Barbarossas «Monumentalisierung im Zeichen der Macht» (Schreiner) und der Bewunderung seiner Herrscherpersönlichkeit, weil er sich der vermeintlich historischen Aufgabe gestellt habe, das Königtum als Kern eines künftigen Nationalstaates zu stärken.

Das änderte sich auch nicht mit dem Ende der Monarchie 1918. Die Demütigung der militärischen Niederlage und der erzwungenen Gebietsabtretungen sowie die mangelnde Identifikationsbereitschaft konservativer Eliten mit der Republik sorgten für eine Radikalisierung des nationalen Geschichtsbildes. Entsprechend leicht waren die kaiserlichen Machtpolitiker in das Geschichtsbild der Nationalsozialisten zu integrieren. Ledig-

lich die zuvor seltene Akzentuierung angeblich germanischer Denk- und Lebensweise, von Blut und Rasse trat neu hinzu. In dem großen historischen Festzug «Zweitausend Jahre Deutsche Kultur», der im Juli 1937 anlässlich der Eröffnung des «Hauses der Deutschen Kunst» durch Adolf Hitler in München stattfand, hatte auch Barbarossa seinen Platz: «In Rotbart, dem staufischen Kaiser, stieg die germanische Kraft zur höchsten glanzvollen Würde. Er mehrte des Reiches Besitz und stärkte nach innen das Deutschtum.» Zum ersten Treffen der Hitlerjugend auf dem Hohenstaufen schrieb die Göppinger Zeitung: «Barbarossas Geist lebt wieder, hat Millionen deutscher Volksgenossen ergriffen». Anderthalb Jahrhunderte Arbeit am nationalen Geschichtsbild hatten den Märchenkaiser, der schlafend in den Berg entrückt war, in eine Projektionsfläche für politische Sehnsüchte der Gegenwart verwandelt. Dass der Angriffskrieg gegen Russland im Juni 1941 den Decknamen «Unternehmen Barbarossa» erhielt, war nicht möglich ohne die Verwandlung des Staufers zum politischen Nationalmythos.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Nation als Resonanzboden des Barbarossa-Mythos ausgedient. Im demokratischen Nachkriegsdeutschland verloren die mittelalterlichen Kaiser ihre Relevanz für die Gegenwart, die seit dem 19. Jahrhundert immer wieder herbeigedeutet worden war. Als die Vereinigung der beiden deutschen Staaten im Jahr 1990 just mit dem 800. Todesjahr Barbarossas zusammenfiel, hatte der im Kyffhäuser schlafende Kaiser als Symbol nationaler Einheit schon längst ausgedient. Die Bundesrepublik gedachte des Staufers im Medium ihres eigenen politischen Mythos und prägte eine 10-DM-Sondermünze. Der «mythenpolitische Schnitt» (Münkler) nach 1945 war vollkommen. Das nationale Geschichtsbild war als eine der geistigen Voraussetzungen der deutschen Katastrophen im 20. Jahrhundert erkennbar geworden und als Bezugspunkt politischer Selbstvergewisserung nachhaltig desavouiert. Nun wurden Entpolitisierung und Verzicht auf Heroisierung, Entnationalisierung und Regionalisierung zu charakteristischen Begleitumständen der Erinnerung an die Staufer – eine Tendenz, die sich 2010 mit der Mannheimer Ausstellung «Die

Staufer und Italien» verstärkte und die 2022 die Münsteraner Ausstellung «Barbarossa – ein europäischer Herrscher und die Kunst seiner Zeit» weiter vertieft.

In der Geschichtswissenschaft ist das Machtparadigma nicht mehr Fluchtpunkt historischer Darstellung des mittelalterlichen Königtums – auch wenn personelle Kontinuitäten in der universitären Lehre sein Überleben über den Umbruch von 1945 hinaus noch lange gesichert hatten. Die Suche nach «Vorgeschichte» und «Anfängen» jener Entwicklungen, die zur Entstehung des modernen Nationalstaates führten, hatte mittelalterliche Kaiser noch zu Helden oder Versagern in einer Fortschritts- und Modernisierungsgeschichte gemacht. Mittlerweile gibt das gewandelte Verständnis vormoderner Herrschaftsausübung die vermeintlichen politischen Konzepte Barbarossas, mit denen er als einer jener «großen Männer, die Geschichte machen», planmäßigen Ausbau der Königsherrschaft verfolgt haben soll, als Schöpfungen der staatszentrierten Politikgeschichte des 19. Jahrhunderts und ihrer Forschungstraditionen zu erkennen. Was man früher für Indizien einer «staufischen Reichsreform» hielt, ist heute als anachronistische Rückprojektion von Elementen moderner Staatlichkeit erkennbar, die weder der Praxis noch den Intentionen der damaligen politischen Elite gerecht wird. So gehörte die Teilhabe der Fürsten an der Königsherrschaft zu einem zwar keineswegs konfliktfreien, aber dennoch «selbstverständlich praktizierten konsensualen Entscheidungsgefüge» (Schneidmüller 2000). Auch ist die ältere Theorie, wonach ein «lehnsrechtlicher Umbau» des Reiches ein schon früh verfolgtes Ziel des Staufers gewesen sei, hinfällig, seit die neuere Forschung erkennt, dass anders, als früher vorausgesetzt, das Lehnrecht als normatives System überhaupt erst im 12. Jahrhundert entstand (Dendorfer). Der Zusammenhang zwischen Landleihe und Treueerwartung wird dadurch nicht hinfällig, aber deutlicher als zuvor treten nun die verschiedenen Aspekte personaler Herrschaft, ihre Ausdrucksformen und die Praktiken der Machtausübung in den Vordergrund.

Auch wenn die Quellen die an sich gebotene Unterscheidung zwischen König und Umfeld oft hinter der erzählerischen Fik-

tion des allein handelnden und entscheidenden Herrschers verschwinden lassen, dürfen die Lücken der Überlieferung nicht einfach mit der Initiative Barbarossas geschlossen werden, will man ihn nicht sozusagen durch die Hintertüre wieder auf die Bühne zurückkehren lassen, auf der ›große Männer Geschichte machen‹. Die Herausforderung für ein neues Bild des Staufers besteht darin, Herrschaft und Macht nicht nur vom monarchischen Zentrum her, sondern aus den wechselseitigen Bindungen personaler Herrschaftsausübung zu erklären, in der Barbarossa als König und Kaiser zwar der ranghöchste, aber keineswegs der stets initiativ Akteur war.

Der Staat war im Mittelalter noch nicht jene omnipotente Institution, als die er sich seit der Frühen Neuzeit herausbildete. Deshalb ist für das Verständnis mittelalterlicher Königsherrschaft ein staatsferner Begriff von Politik geeignet, der den Blick für die andersartige Gestaltung von Machtbeziehungen in der mittelalterlichen Präsenzgesellschaft öffnet und Politik nicht als einseitigen Akt versteht, in dem von oben nach unten ›durchregiert‹ und entschieden wird, sondern als kommunikatives Handeln und als Ergebnis – durchaus auch konfliktträchtiger – Aushandlungsprozesse, die Partizipation voraussetzen. Barbarossa war auf allen Feldern politischen Handelns mit Personengruppen verbunden, die ihn als ihren Herrn anerkannten, die in der politischen Praxis jedoch ebenfalls gestaltende Kraft ausübten und deren Unterordnung sich nicht auf ein Verhältnis von Befehl und Gehorsam reduzieren lässt. Aufmerksamkeit für die in den Quellen erkennbaren Spuren dieses wechselseitigen Kommunikationsprozesses macht den «Rücksichtsverband» (Schneidmüller 2017) sichtbar, in dem der König mit ganz unterschiedlichen Personengruppen zu einer Verantwortungsgemeinschaft verklammert war. Die Ausübung politischer Macht war das Ergebnis sozialer Verflechtung.

Strukturierendes Element der politisch-sozialen Ordnung war der Rang – wobei ›Rang‹ die soziale Identität des Einzelnen in hierarchischen Gesellschaften bezeichnet. Weil das Reich noch keine geschriebene Verfassung kannte, war die Rangordnung dynamisch und einem Wettstreit der bedeutendsten Adligen um

Einfluss und Ansehen unterworfen. Die übliche konsensuale Entscheidung war gerahmt vom Rangstreit zwischen den Großen untereinander, der auf die Netzwerke in ihrem Herrschaftsverband ausstrahlte, und von ihrer Konkurrenz um Barbarossas Gunsterweise: Das Zeichen größter Huld des Herrschers war, Zugang zu ihm zu haben und ihm direkt Anliegen vortragen zu dürfen. So konnte man die Entscheidungsfindung am Hof zum eigenen Vorteil beeinflussen. Sie geschah in Beratungen bei Zusammenkünften mit den Großen des Reiches, wurde aber üblicherweise durch vertrauliche Gespräche vorgeklärt, um öffentliche Kontroversen zu vermeiden, die alle Beteiligten der Gefahr einer Beschädigung ihres Rangs aussetzten (Althoff 2016).

Sichtbar wurde die mit dem Rang beanspruchte Stellung seines Trägers durch dessen Platz in der Vielzahl öffentlicher symbolischer Handlungen, die die politischen Versammlungen am Hof begleiteten und das Reich erst eigentlich sichtbar machten. Das geschah bei Krönungen, Investituren, Herrscher- und Gesandtenempfangen, Friedensschlüssen und Unterwerfungen, und spiegelte sich in Prozessions- und Sitzordnungen. Die damit verbundenen ritualisierten Handlungen stabilisierten die politischen Machtverhältnisse durch ihre immer erneuerte Vergegenwärtigung. Als König stand Barbarossa dabei buchstäblich im Zentrum, und die räumliche Nähe eines Großen zu ihm war eine Aussage über dessen Stellung im Ranggefüge.

Die Missachtung von Autorität und (Rechts-)Ansprüchen, die an seinen Rang und seine Herkunft geknüpft waren, erfuhr der Staufer – wie jeder andere Adlige auch – als Bedrohung seiner sozialen Identität, als drohenden Statusverlust, als Ehrverletzung. Ehre war dabei keine persönliche Qualität, sondern öffentlich erwiesenes und deshalb öffentlich wahrnehmbares Zeichen des sozialen Respekts, der dem Rang geschuldet war. Ehre bezeichnete also keine innere, moralische Haltung, die einem nicht genommen werden konnte, sondern war sozusagen die Summe der Zuschreibungen durch eine beobachtende und wertende Öffentlichkeit. Mit Zeichen der Ehrerweisung wurde Barbarossas Herrschaft anerkannt und gefestigt. Entsprechend